Rama-Brot macht Wangen rot

Rama im Blauband Woche

1. Jahrgang — Nummer 13

Jugendschrift zur Unterhaltung und Belehrung

Im Mairegen

Von Josefine Moos

*

Klein-Lottchen findet es wunderschön,
Im Frühlingsregen spazieren zu gehn,
Und wird ihr auch das Köpfchen pudelnaß:
„Ei", denkt unser Kleines, „was kümmert mich das!
Ich will ja doch wachsen, ich wär' doch gern groß!"
So schürzt sie die Röckchen und wandert drauf los.
Und rinnt's auch in Strömen vom Regendach,
Nur immer vorwärts dem Näschen nach!
Nachher tritt sie stolz vor ihr Mütterlein hin:
„Sieh mal, Mamachen, wie groß ich schon bin!"

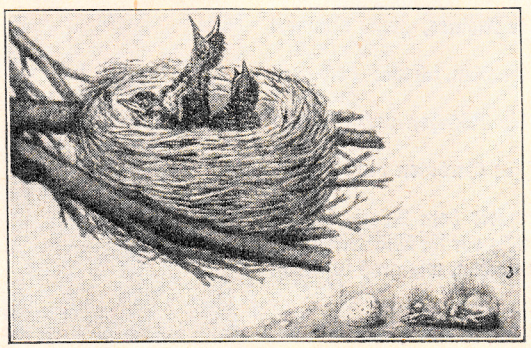
Allerlei einheimische Nestlinge.

Von Dr. O. Heinroth.
Direktor des Berliner Aquariums.

Kernbeißer *Feldlerche*

Vögel, die soeben dem Ei entschlüpft sind, können, so wie z. B. Hühner- oder Entenküken, bewegliche, in Daunen gehüllte Wesen sein, die ihre Glieder von Anfang an gut zu gebrauchen wissen und über entwickelte Sinneswerkzeuge verfügen: dann nennt man sie Nestflüchter. Mit diesen wollen wir uns jetzt hier nicht weiter befassen. Junge Nesthocker bekommt der Durchschnittsmensch selten zu sehen; denn sie verbringen ihre erste Jugend, bis sie Federn haben, in dem mehr oder weniger versteckt angelegten oder hoch oben stehenden Neste. Es gibt unter diesen Nesthockern allerlei Abstufungen in der Hilflosigkeit, wie wir schon auf den beifolgenden Bilder erkennen können.

In dem Singdrosselneste (Bild 3) sperrt ein 9 Tage altes Junges den Schnabel weit auf, indem es sich dabei tüchtig nach oben reckt. Dies ist das sogenannte Sperren, das allen Singvögeln sowie den Wiedehopfen und Kuckucken eigen ist. Das Schnabelinnere ist gewöhnlich sehr lebhaft gefärbt, und weiche, oftmals bunte Wülste an den Schnabelwinkeln lassen den Rachen gradezu ungeheuerlich erscheinen. Die Vogeleltern werden durch den Anblick dieser auffallenden Erscheinung offenbar zum Futtertragen angeregt. Solche kleine sperrrachenbegabte Vogelkinder picken noch nicht nach dem Vorgehaltenen, sondern sie müssen den Bissen bis zum Zungengrunde eingeführt bekommen, ehe sie schlucken. Um einen Begriff von der Schnelligkeit des Wachstums zu geben, habe ich ein dreitägiges Singdrosseljunges nebst einem Singdrosselei unten neben das Nest legen lassen. Der Vogel hat in diesem Alter noch geschlossene Augen und Ohren und keine Befiederung am Körper. Mit 13 Tagen verläßt er häufig schon das Nest und hüpft in weiten Sprüngen unter Buschwerk auf dem Boden umher. Im Alter von 1 Monat kann man so eine junge Drossel kaum mehr von ihren Eltern unterscheiden.

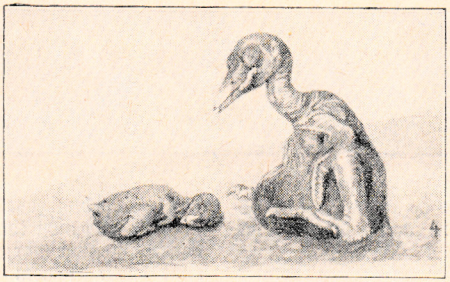


Singdrossel

Auch der 13tägige Kernbeißer auf Bild 1 hat sein Baumnest schon verlassen und hockt im Geäst dicht dabei. Die weißen Daunen brachte er mit aus dem Ei, und sie sitzen nun oben auf den Federn, werden aber bald durch Regen, Wind und die Bewegungen des Vogels abgerieben. Das Rachen innere, namentlich der Nestjungen, ist leuchtend blau, rot und gelb gefärbt.

Junge Lerchen gehen gewöhnlich schon mit 9 Tagen aus dem auf dem Boden stehenden Nest und treiben sich dann einzeln im Gras umher, natürlich müssen sie aber, wie auch die meisten übrigen Nesthocker, noch lange von den Eltern mit Futter versorgt werden: das kleine Wesen (Bild 2), das ja fast aussieht wie eine Springmaus, bettelt gerade nach einem Bissen. Dieses frühe Verlassen des Nestes und das Sichverteilen der noch flugunfähigen Jungen in der Umgegend gibt zu denken. Man findet es fast bei allen ähnlich lebenden Vogelarten, es muß also arterhaltend sein. In der Tat ist wohl die gefährlichste Zeit im Leben eines

Vogels diejenige, die er in seiner Jugend im Neste verbringt. Ein tüchtiger Regenguß kann die junge Brut ersäufen; die Waldmaus, die Brandmaus oder das Wiesel sind eine stete Gefahr, auch Ameisen vernichten manchen Nestinhalt. Dazu kommen noch viele andere Zufälligkeiten, wie das Ausmähen, das Zertretenwerden und der Hitzschlag, wenn ein schützendes Blatt vertrocknet oder abgerissen wird. Die Wahrscheinlichkeit, daß alle Kinder einer Brut zugleich vernichtet werden, ist also größer, wenn die Tiere zusammen im Neste hocken, als wenn sie einzeln in einer Deckung sitzen.



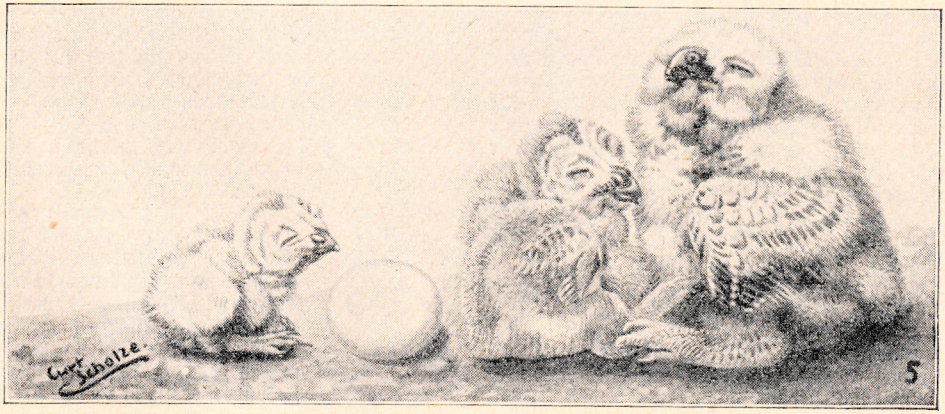
Schwarzspecht

Bild 4 zeigt uns einen neugeborenen und einen 5tägigen Schwarzspecht im richtigen Größenverhältnis; der eine wiegt 9, der andere 80 Gramm. Es ist kaum zu glauben, daß nach weiteren 3 Wochen der völlig befiederte Specht, bereits flugfähig, die Höhle verläßt, und außen an der Rinde herumrutscht. Alle Spechte sind bei der Geburt völlig nackt, und von Augen und Ohren bemerkt man zunächst nichts. Der Schnabel ist breit und kurz, und seine untere Hälfte ragt über die obere hervor. Beide sind anfänglich an der Spitze mit dem knöchernen Gebilde versehen, das man Eizahn nennt, und womit das Tier von innen her die Eischale ringsherum so durchbricht, daß beim Heben des Kopfes das stumpfe Ende des Eies als Kappe abgehoben wird. Der ungeheuerliche fünftägige Schwarzspecht ist zunächst ausschließlich aufs Wachsen und auf schnelle Entwicklung eingestellt, er muß also eine große Menge von Nahrung verarbeiten können. Daher ist auch der unförmliche Bauch, der fast ein Drittel des ganzen Vogels ausmacht, unbedingt nötig: Magen und Darm müssen Spitzenleistungen vollbringen, um so rasch wie möglich Insektenkörper zu verarbeiten und umzusetzen.

Im Gegensatze zu den Singvögeln „sperren" junge Spechte nicht, sondern ergreifen den elterlichen Schnabel mit dem ihrigen und lassen sich das Futter einwürgen. — Auch frischgeschlüpfte Eulen sind für einige Tage blind, wie man an dem linken Vogel von Bild 5 sieht. So hilflos wie Singvögel und Spechte sind sie nicht, weiße Daunen bedecken bei dem hier gezeigten Waldkauze den kleinen Weltbürger gänzlich, der recht sonderbar aussieht und zunächst noch wenig Eulenartiges hat; denn es fehlen ihm die großen, runden Augen. Die Geschwister krabbeln häufig wie Mäuse durcheinander; berührt man ihre Schnabelwinkel, so nehmen sie die dargebotenen Fleischstückchen tastend ab. Mit 2 bis 3 Wochen werden die ersten kurzen Daunen durch ein zweites Kleid ersetzt, das bei den einzelnen Arten recht verschieden sein kann, je nachdem es mehr daunig-wollig oder federartig gebaut ist. Manche junge Eule sieht beim Verlassen des Nestes wie ein runder Daunenball mit großen Augen aus; das Waldkauzkind wirkt dann wie ein Kaffeewärmer für zwei bis drei Personen. Ist es 1½ Monate alt, dann werden diese wolligen Federgebilde vermausert, und bald darauf ist es nicht mehr von seinen Eltern zu unterscheiden, weil es hier Unterschiede in der Färbung zwischen alten und jungen Vögeln nicht gibt.

Tagraubvögel kommen sehend zur Welt, wie Bild 6 beweist, das ein dreivierteltägiges

(Fortsetzung auf Seite 198)



Waldkauz

Gründlich kuriert

VON HANS RUNGE

Friedrich von Schiller besaß ums Jahr 1790 einen Freund, der weit jünger war als der Dichter. Dieser junge Mann gab sich nun alltäglich die größte Mühe, es seinem großen Gönner und Vorbild gleichzutun; er wollte auch ein vielgepriesener und beliebter Dichtersmann werden. Allein dem Dichterling gelang es trotz angestrengtester Gehirntätigkeit nicht, ein brauchbares druckreifes Gedicht zu verfassen. Der bockbeinige Pegasus setzte ihn gewöhnlich nach einigen übermütigen Bocksprüngen in den Sand. Doch Schillers jugendlicher Freund ließ sich von dem einmal gesetzten Ziel nicht abbringen und schmiedete tapfer neue Reime. — An einem schwülen Sommertage — die Sonne meinte es auch zu gut — griff Schiller zum Spazierrohr und kletterte wenig später die Stiegen zu der Wohnung seines Freundes empor. Auf mehrfaches Klopfen an dessen Zimmertür erfolgte kein Hereinruf. Kurz entschlossen öffnete Schiller die Tür und fand seinen jugendlichen „Kollegen" schlafend, am Schreibtisch sitzend, vor. — Schiller schritt, jedes Geräusch vermeidend, auf Fußspitzen näher und nahm Einblick in die gebundenen Worte, die der junge Dichterling vor noch nicht langer Zeit zu Papier gebracht hatte. Offenbar war er infolge der erschlaffenden Hitze über seinem Manuskript eingeschlafen. Während der Versschmied Schnarchtöne, um die ihn ein Grobschmied beneidet hätte, hervorbrachte, las Schiller behutsam den Anfang eines Gedichtes:

„Frau Sonne sendet ihre Strahlenspitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund — —."

Da nahm Schiller einen Federkiel vom Tintenfaß, tauchte ein und schrieb, still vor sich hinlächelnd, folgenden Vers, als Fortsetzung darunter:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne, mach' es nicht zu bunt!"

Dann ging der Geistesfürst, vorsichtig wie er gekommen war, wieder von dannen.

Der Jüngling erwachte geraume Zeit später, rieb sich die Augen und gedachte, das rühmlich begonnene Werk nach besten Kräften zu beenden. Aber welch grenzenloses Erstaunen ergriff ihn, als er die bekannten Schriftzeichen des großen anerkannten Freundes erblickte! —

Jeden Abend

Jeden Abend, liebes Kind,
Gehst du schlafen, um zu träumen,
Daß aus fernen Himmelsräumen
Alle Englein bei dir sind.

Eh' dich dann der Schlaf umfängt
Und sich deine Lider senken,
Sollst du fromm des Tags gedenken,
Was er Schönes dir geschenkt,

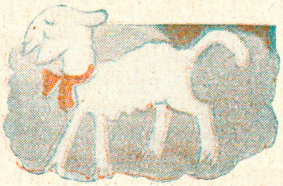
Ob du auch der Mutter Rat
Treu befolgtest hier und dorten
Und an ihren Liebesworten
Gerne prüftest Wunsch und Tat.

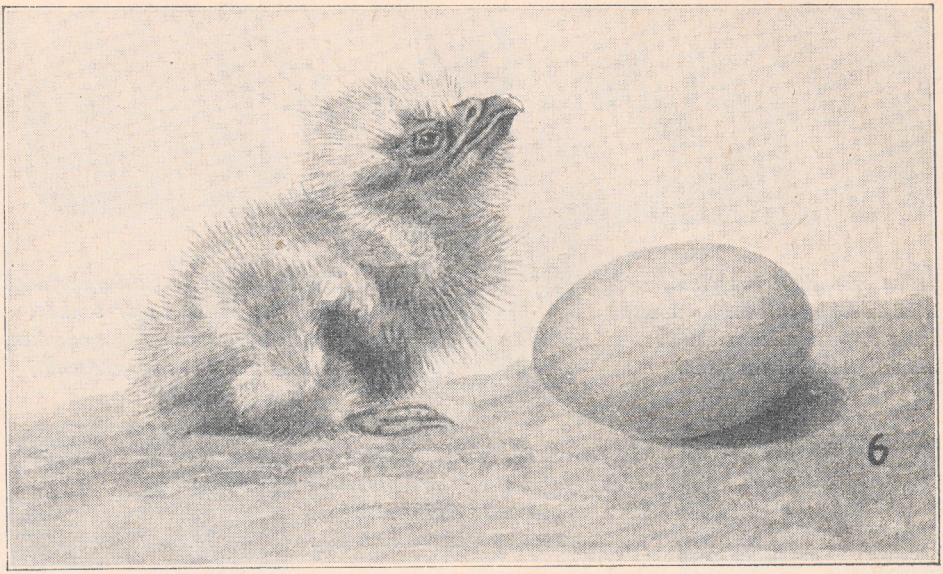
Sollst am Guten dich erfreun,
Das dir ward in stetem Ringen,
Aber dann vor allen Dingen
Auch die kleinste Schuld bereun.

Und in kindlichem Gebet
Deine junge Seele baden,
Daß sie rein von allem Schaden
Hin zu Gottes Herzen geht. —

Wenn du so dein Tun bedacht,
Wirst du still ins Traumland sinken
Und vom Born des Friedens
trinken ...
Bis ein neuer Tag erwacht.

Walter Guise





Seeadler

(Fortsetzung von Seite 195)

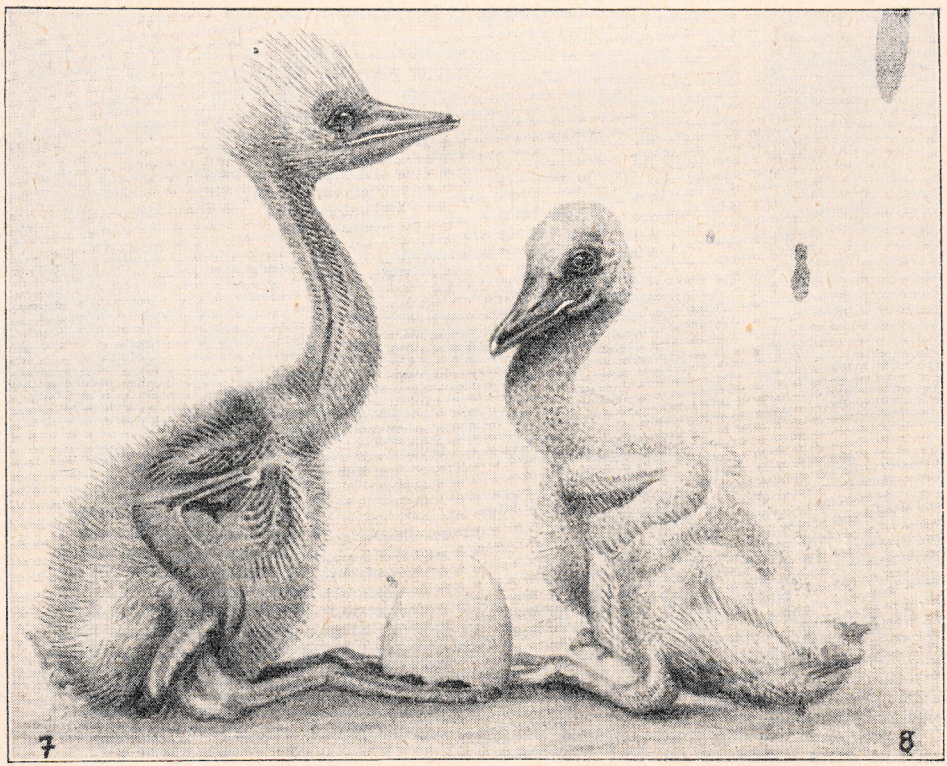
Kind des größten heimischen Raubvogels, des Seeadlers, zeigt. So ein kleiner Kerl, der zuerst 86 Gramm wiegt, ist dann mit 5 Wochen über 3½ Kilogramm schwer geworden. Er vertauscht mit 1 bis 2 Wochen seine ersten weißlichen Daunen gegen die zweiten dichtern, mehr braungrauen und ist mit 3 Monaten gut flügge und so gut wie erwachsen. Alle Tagraubvögel, also Falken, Habichte und Sperber, Bussarde, Milane, Weihen und Adler, nehmen von Anfang an die ihnen vom elterlichen Schnabel gereichten Fleischbröckchen recht zielbewußt ab und fangen, ungefähr zu ¾ erwachsen, an, die von Vater und Mutter herbeigebrachte Beute zu zerreißen. Bei den eigentlichen Weihen, deren Nest ja auf dem Boden steht, gehen schon die halbwüchsigen Kinder auf Wanderschaft in den Schatten, wenn die Sonne zu heiß brennt.

Ganz junge Reiher und Störche verhalten sich ähnlich wie junge Raubvögel, d. h. sie sind lange nicht so hilflos wie Singvögel und Spechte. Der alte Storch spuckt den Inhalt seines Kehlsacks mitten ins Nest, und die Jungen picken von Anfang an die Insekten, Würmer, Kaulquappen, Frösche und Fischchen selbständig auf. Die Beine der Reiher- und Storchkinder entwickeln sich verhältnismäßig spät; das ist sicher dafür ganz gut, daß die flugunfähigen Kerlchen nicht zu dicht an den Nestraum geraten, herauspurzeln und verunglücken. Störche haben zunächst schwarze Schnäbel, grau und gelbliche Beine und kurze, weißgelbliche Daunen, denen bald lange, weiße folgen. Die graubedaunten, wolligen jungen Reiher haben auf dem Kopfe langes, aufrecht stehendes Silberhaar; bei ihnen kommen nach den ersten Daunen gleich die richtigen Federn.

Die Bilder 7 und 8 geben einen guten Begriff von diesen Langhälsen, von denen der Unkundige nicht ahnen kann, was später einmal daraus wird. Vor allen Dingen fehlt sowohl dem jungen Storche wie dem jungen Reiher anfangs der lange, schmale Schnabel. Störche klappern sofort nach dem Verlassen der Eischale oder vielmehr, sie legen den Kopf auf den Rücken und machen die entsprechende Schnabelbewegung: alles genau so, wie es die Alten tun. Nun ist aber der Schnabel zunächst noch ganz weich, so daß das Zusammenschlagen der Kieferhälften noch keinen Ton erzeugt. Da auch die von der Henne erbrüteten Jungstörche sich genau so verhalten, so ist dies ein Beweis, daß diese sonderbare Tonerzeugung nicht etwa von den Eltern erlernt wird, genau so wenig wie das Stehen auf einem Beine, das Fliegen, Sichputzen und die sonstigen Bewegungsweisen. Wer fast alle heimischen Vogelarten im Zimmer aus dem Ei oder als noch völlig hilflose Junge aufgezogen hat, der weiß, daß von eigentlichem Lernen, außer in geistiger Beziehung, fast nie die Rede sein kann, und es ist ein Zeichen von Oberflächlichkeit und gedankenlosem Nachbeten, wenn man sagt, die Vogeleltern unterrichten ihre Kinder z. B. im Baden oder im Fliegen. Anfangs haben die Storchkinder übrigens eine wirkliche Stimme, und zwar miauen sie wie junge Katzen; dies verliert sich mit einigen Wochen.

Der alte weiße Storch oder Hausstorch läßt außer dem Klappern nur ein wie „ch" klingendes Zischen hören. Im Vergleiche zu vielen andern Tieren und namentlich auch zum Menschen, wachsen die Jungen fast aller Vogelarten ungemein rasch, wie schon aus der Entwicklung des Schwarzspechtes hervorgeht. Ein neugeborener Storch wiegt ungefähr 70 Gramm, zwei Wochen später 860 Gramm, mit einem Monat 2400 Gramm und mit 7 Wochen über 3 Kilogramm, dann fehlen nur noch ½ bis 1 Kilogramm am Gewichte des alten Vogels. Es vergehen aber ungefähr 2½ Monate, bis das Storchenkind, gut fliegend, das Nest verläßt. Der Grund, weshalb die meisten Nesthocker bis zum eigentlichen Flüggesein auch so ziemlich ihr Endgewicht erreicht haben müssen, ist wohl der, daß die ersten Flügelfedern ein Jahr lang getragen werden. Um den für die betreffende Vogelart richtigen Flug ausführen zu können, ist es nötig, daß Körpergewicht und Tragfläche in einem ganz bestimmten Verhältnisse stehen.

An solchen Jungvögeln kann man besonders gut beobachten, wie rasch eine Vogelfeder wächst. Die größten Schwungfedern eines Storchs nehmen von der vierten bis zur sechsten Lebenswoche ungefähr 9 Millimeter am Tage an Länge zu; bei Kleinvögeln sind es ungefähr 3 bis 4 Millimeter. Man bedenke, daß der menschliche Fingernagel nur etwa $^1/_{10}$ Millimeter täglich hervorsproßt. Auch die langen Beinknochen des Storches leisten im Vergleich zum Menschen schier Unglaubliches im Wachstum; denn sie verlängern sich täglich um 5,5 Millimeter, also in der Stunde um fast ¼ Millimeter. In der Hauptentwicklungszeit nimmt der Jungstorch täglich etwa um $^1/_6$ Kilogramm zu, und sein Verbrauch an Fleisch und Fischen, also an Futtermitteln ohne wesentlichen Abfall, ist dabei gut das Dreifache der Wachstumszunahme; späterhin, kurz vor dem Ausfliegen, fressen Nestvögel überraschend wenig. Es treten dann Stoffumsetzungen im Körper und Rückbildung der saftigen Blutkiele zu hohlen Hornröhren ein. Meist geht auch das Gewicht vor dem endgültigen Verlassen des Nestes etwas zurück. Kommen dann die Alten mit Futter herbei, so wird die Annahme häufig von den Jungen verweigert, für den vermenschlichenden Beschauer sieht es aber leicht so aus, als wollten die Alten ihre Sprößlinge zum Ausfliegen veranlassen.



Fischreiher und Storch

Die verhängnisvolle Wasserhose

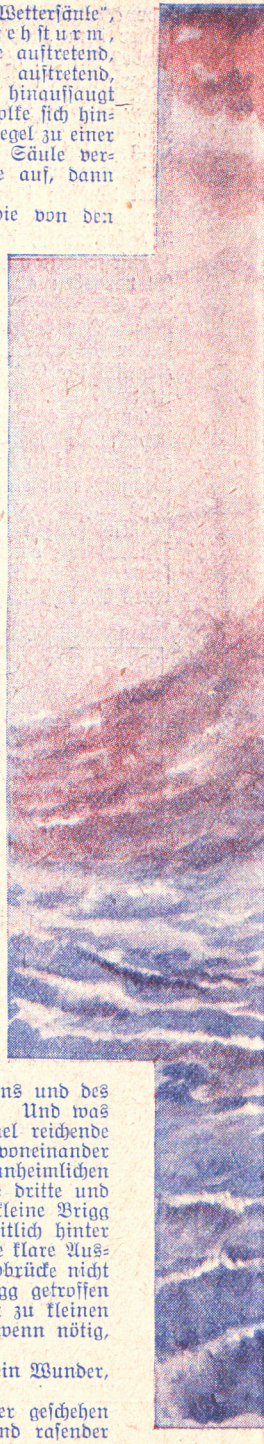
VON O. BOLJAHN

Eine Wasserhose ist eine „Wettersäule", eine Trombe, ein Drehsturm, welcher, wenn am Lande auftretend, Sand, wenn auf dem Meere auftretend, Wasser emporwirbelt oder hinaufsaugt und sich mit einem aus der Wolke sich hinabsenkenden rotierenden Dunstkegel zu einer schlauchartigen fortschreitenden Säule vereinigt. — Tritt sie am Lande auf, dann nennt man sie Windhose.

Mit riesiger Kraft treten die von den Seeleuten früherer Zeiten, als es noch keine Dampfschiffe gab, mit denen man ihnen ausweichen konnte, gefürchteten Wasserhosen auf. Ein Segelschiff kann bei Windstille und wenn es sich unglücklicherweise gerade in ihrer Nähe befindet, natürlich längst nicht so leicht ausweichen wie ein Dampfer. Allerdings treffen diese Wettersäulen auf dem offenen Meere auch längst nicht so viele Objekte, an denen sie ihre Zerstörungswut auslassen können.

Vielfach gelang es den Kapitänen von Segelschiffen, solch eine gefährliche Wasserhose durch eine wohlgezielte Kugel aus der Rettungskanone zu zerstören, vorausgesetzt, daß eine Kanone an Bord, was nicht immer der Fall war. Bekommt die Wasserhose nämlich ein großes Loch in die Seite, aus dem der in ihr wirbelnde Wind oder das Wasser entweichen kann, dann stürzt sie entweder mit ungeheurem Geräusch in sich zusammen oder sie kippt über und eventuell auf das Schiff. Damit ist aber in den weitaus meisten Fällen sein Untergang besiegelt. Dasselbe ist natürlich auch der Fall, wenn sie mit einem harten Gegenstand, also der Schiffswand, in Berührung kommt, wie in dem hier beschriebenen Fall.

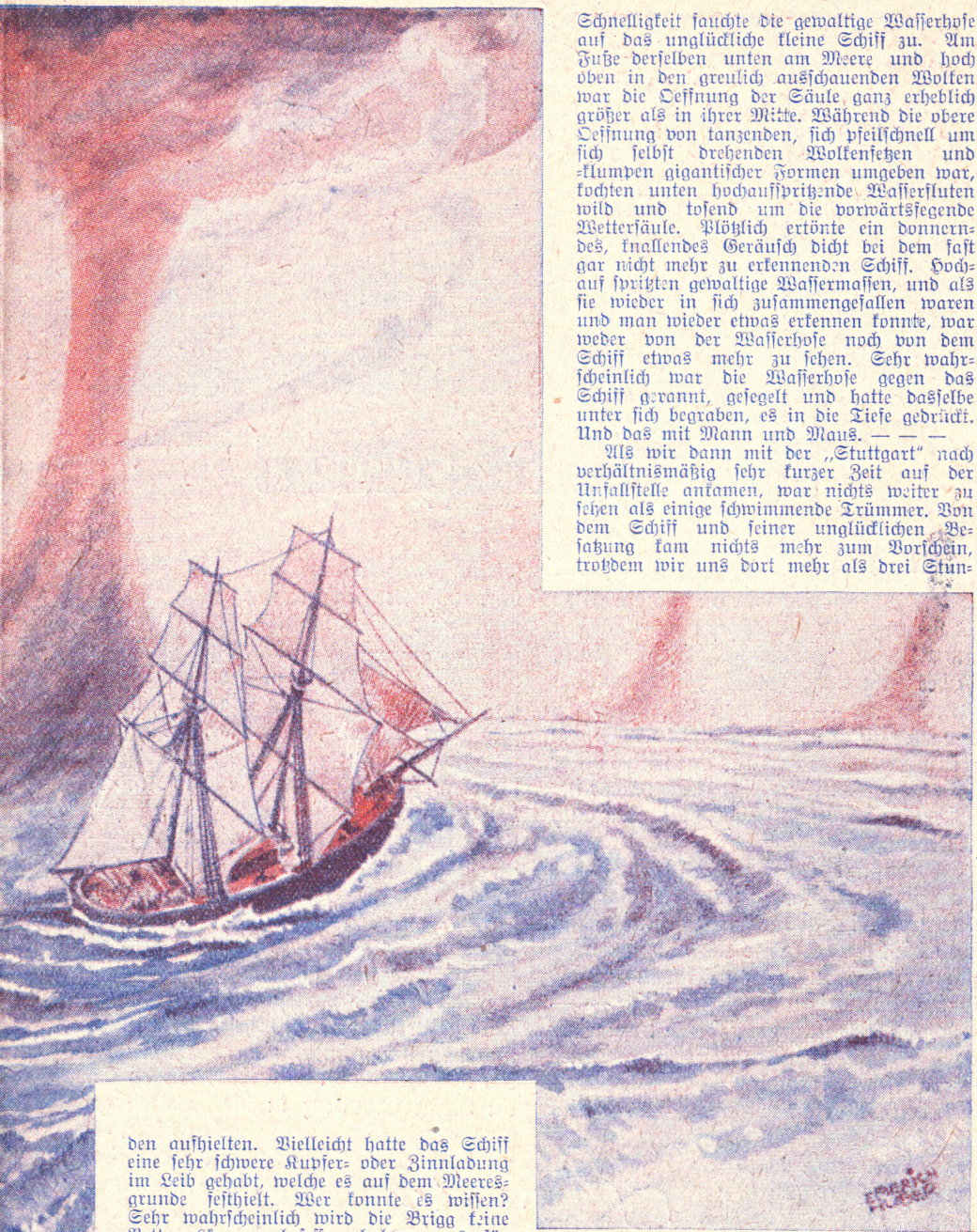
Ich befand mich in jüngeren Jahren, als noch Tausende von Segelschiffen auf den weiten Ozeanen umherschaukelten, obgleich es damals auch schon viele Dampfer gab, mit dem großen und stolzen Dampfer „Stuttgart" im Indischen Ozean, nicht mehr weit von der paradiesisch schönen vorderindischen Insel Ceylon entfernt. Es war zwischen 5 und 6 Uhr am Nachmittag eines sehr heißen Tages. Dabei war es so still, daß man ruhig mit einem offenen brennenden Licht über Deck gehen konnte, ohne daß der Wind es auslöschte. Spiegelglatt war die See. Geradezu unheimlich still war es. Ganz in der Ferne trieb ein kleines Schiff. Ein Zweimaster, eine sogenannte Brigg war es, deren Segel infolge der tiefen Windstille schlaff an den Masten herabzuhängen schienen und wie sich bei unserem Näherkommen ergab, auch wirklich ab und zu gegen die Masten klatschten, denn das Schiff schaukelte infolge der nie ruhenden Dünung leise hin und her. Allmählich kamen wir der Brigg so nahe, daß man sie auch mit unbewaffnetem Auge gut erkennen konnte. Ihre beiden Masten glichen Besenstielen.



Plötzlich richteten sich auf der Kommandobrücke die scharfen Ferngläser des Kapitäns und des wachhabenden zweiten Offiziers unausgesetzt in die Richtung, wo der Segler trieb. Und was war der Grund dafür? Nicht eine, nein, gleich drei bis hoch an den Himmel reichende Wasserhosen sausten in schräger Breite und in ziemlich großen Abständen voneinander heran, aber sehr weit von uns ab. Während nun die zweite und dritte dieser unheimlichen Wettersäulen in seitlicher Entfernung von je einer Seemeile dahinfegten, raste die dritte und vorderste, die auch zugleich die umfangreichste war, direkt auf die immerhin nur kleine Brigg los. Zu ihrem Unglück befand sich letztere auch noch zwischen uns und etwas seitlich hinter der sie gefährdenden Wasserhose, die von diesiger Luft umgeben war und dadurch die klare Aussicht auf die Brigg beträchtlich behinderte. Jedenfalls konnte auf unserer Kommandobrücke nicht einwandfrei festgestellt werden, ob und welche Abwehrmaßnahmen auf der Brigg getroffen wurden. Dennoch wurde sofort unsere Rettungskanone schnellstens mit einer nicht zu kleinen Kugel geladen. Gleichzeitig ging es mit Volldampf auf die Brigg zu, um ihr, wenn nötig, Hilfe zu bringen.

Inzwischen hatten auch unsere etwa 450 Passagiere davon erfahren, und es war kein Wunder, daß eine große Aufregung an Bord herrschte.

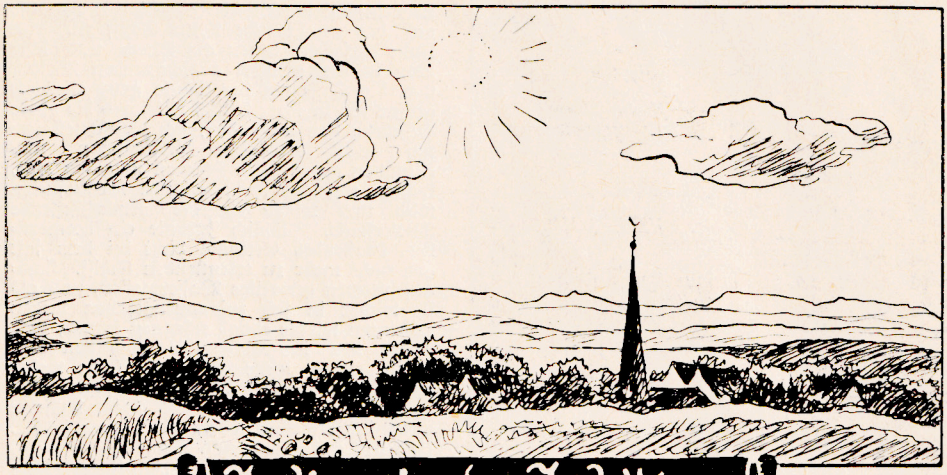
Bevor von unserer Seite jedoch irgendwelche Hilfsmaßnahmen getroffen oder geschehen konnten, ereignete sich schon das grausige Unglück. Mit fürchterlichem Getöse und rasender



Schnelligkeit fauchte die gewaltige Wasserhose auf das unglückliche kleine Schiff zu. Am Fuße derselben unten am Meere und hoch oben in den greulich ausschauenden Wolken war die Oeffnung der Säule ganz erheblich größer als in ihrer Mitte. Während die obere Oeffnung von tanzenden, sich pfeilschnell um sich selbst drehenden Wolkenfetzen und -klumpen gigantischer Formen umgeben war, kochten unten hochaufspritzende Wasserfluten wild und tosend um die vorwärtsfegende Wettersäule. Plötzlich ertönte ein donnerndes, knallendes Geräusch dicht bei dem fast gar nicht mehr zu erkennenden Schiff. Hochauf spritzten gewaltige Wassermassen, und als sie wieder in sich zusammengefallen waren und man wieder etwas erkennen konnte, war weder von der Wasserhose noch von dem Schiff etwas mehr zu sehen. Sehr wahrscheinlich war die Wasserhose gegen das Schiff gerannt, gesegelt und hatte dasselbe unter sich begraben, es in die Tiefe gedrückt. Und das mit Mann und Maus. — — —

Als wir dann mit der „Stuttgart" nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit auf der Unfallstelle ankamen, war nichts weiter zu sehen als einige schwimmende Trümmer. Von dem Schiff und seiner unglücklichen Besatzung kam nichts mehr zum Vorschein, trotzdem wir uns dort mehr als drei Stunden aufhielten. Vielleicht hatte das Schiff eine sehr schwere Kupfer- oder Zinnladung im Leib gehabt, welche es auf dem Meeresgrunde festhielt. Wer konnte es wissen? Sehr wahrscheinlich wird die Brigg keine Rettungskanone besessen haben, was für damalige Zeiten doppelt leichtsinnig gewesen wäre, sonst hätte der Kapitän dem Meeresungeheuer sicher eine Kugel in den Leib gejagt. Als man sich endlich von dem ersten Schrecken und der großen Aufregung etwas erholt hatte und nach den beiden anderen Ungetümen Ausschau hielt, war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Wie grausige Gespenster waren sie über die Wasserfläche dahingerast und spurlos verschwunden. Hoffentlich hatten auch sie nicht jeder noch ein Opfer erjagt.

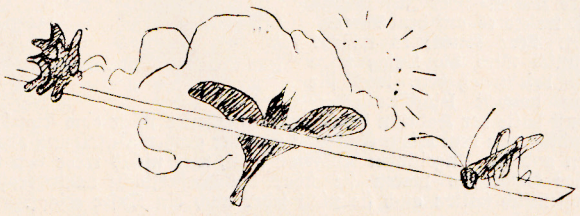


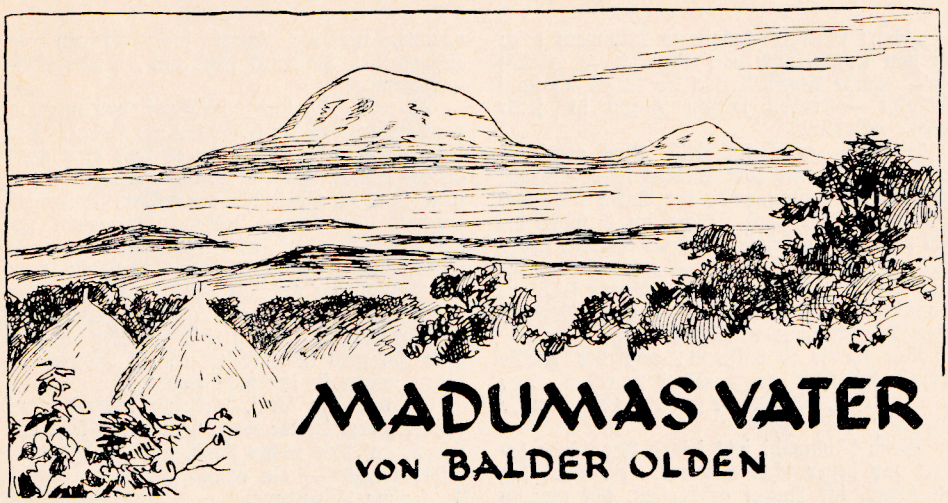
Wiege in den Wolken

Von Max Jungnickel

Es war gegen zehn Uhr vormittags. — — Die Lenzsonne war da und die selige Bläue und das Zwitschern und Blühen und Klingen. Im Armenhause aber starb, an der Geburt ihres Kindes, die Frau vom Flurwächter. — — Das erste Kind war's und ein Junge noch dazu. Die Kinderseele aber war viel zu zart für den Atem dieser Welt. — — Nur einige Züge tat sie ins schmutzige Armenhauslicht, dann war auch sie vergangen.

Draußen aber hub ein Zaubern an: der Frühlingsgott war am Werke. Er ließ eine Lerche hochfliegen aus seiner Brust. Und die Lerche wickelte sich und schraubte sich und schwang sich mit ihrem Lied bis in die sanftweißen Wolken hinein. — — Und der Frühlingsgott spulte von seiner ewigen Spindel einen langen, goldenen Sonnenstrahl und legte ihn waagerecht auf den Rücken der Lerche. — — Auf die rechte Seite des Sonnenstrahls setzte er einen bunten Falter, auf die linke Seite ein grünes Heupferdchen. — — Und die schaukelten sich nun auf und ab, ab und auf. Die Lerche hielt mit ihrem Rücken und mit ihrem Lied das Gleichgewicht. — — Der Sonnenstrahl blitzte und blinkte. Da, von der Erde herauf kamen, über grüne Saaten hinweg und über fromme Kirchtürme, die beiden Seelen geflogen: die Seele der Flurwächtersfrau und die Seele ihres Kindes. Birkenwinde hinter den beiden her, Schulkinderstrophen und Sichelklang. — — Sie flogen bis hinauf zur Sonnenschaukel, die der Frühlingsgott geschaffen hatte. — — In die Mitte des Sonnenstrahls setzten sie sich, zwischen die Lerchenflügel. Und dort umarmten sie sich zum erstenmal. Und küßten sich und wurden gewiegt von Falterbuntheit, Lerchenlied und von der grünen, zirpenden Melodie des Heupferdchens. Es war, als ob sich ein Stück Erdenlenz in die Wolken gehoben hätte. — Und unten ging der Frühlingsgott mit einer jubelnden Weidenflöte langsam über die bezaubernd schönen Felder.





MADUMAS VATER

VON BALDER OLDEN

Bisheriger Verlauf der Erzählung

Aus seiner alten Heimat Afrika ausgewiesen, wohnt Missionar Schukrin mit seiner Familie jetzt in Hannover.

„Tunarudi, wir kehren zurück", haben die drei beim Verlassen Afrikas ihren schwarzen Freunden zugerufen und „Tunarudi" ist auch jetzt noch das tägliche Losungswort in der Familie. Endlich kommt die lang ersehnte Botschaft: „Heim nach Boloti."

Frau Schukrins Bruder, Onkel Gregorius, ist in Afrika verschollen. „Bwana Raffiki", so nannten ihn die Schwarzen, stand im Kampf gegen die Engländer, wurde gefangen genommen, war aber eines Tages spurlos verschwunden. Seine kleine Tochter „Maduma" aber wächst unter der Obhut der Eingeborenen heran.

Rudi ist fest davon überzeugt, daß sein Onkel noch lebt. — Wieder in Afrika! Arbeit und tausend interessante Dinge treffen Schukrins an. Der Jubel der Schwarzen über ihre Ankunft ist groß.

Mit Feuereifer geht es an den Hausbau. Auch hierbei stehen ihm seine schwarzen Nachbarn tatkräftig zur Seite. „Jumbe", der Dorfschulze, kommt zur feierlichen Begrüßung. Auch „Sefu", Herrn Schukrins früherer Diener, und das einst im Kriege erbeutete Maultier fehlen nicht. Nur die kleine „Maduma", Onkel Gregorius' Töchterchen, fehlt.

„Maduma" wird von Frau Schukrin reich beschenkt, doch bleibt sie scheu und stolz. Sie mag von den Weißen nichts wissen.

Zu Rudi gesellt sich der gleichaltrige „Muhmadi" noch. Rudi prahlt mit seinen Schulkenntnissen. „Muhmadi" versteht, was weit wichtiger ist, drei Eingeborenen-Sprachen und kann Fährten lesen.

Rudi fordert „Muhmadi" zum Wettlauf heraus. Aber das wird ein großer Reinfall für den kleinen Rudi, denn „Muhmadi" ist flink wie eine Gazelle.

„Maduma" fordert von den Weißen eine Wunderseife, damit sie ihre braune Hautfarbe abwaschen kann.

Aus allen Dörfern kommen die Schwarzen. Das Pflanzen beginnt, und auch das Haus ist schon fix und fertig. Rudi muß zwischendurch tüchtig lernen, um später in Deutschland sein Examen zu machen. Die kleinen Boloti-Kinder und auch „Maduma" kommen zu Rudi in die Schule. „Maduma" ist fleißig, aber immer noch sehr stolz. Frau Schukrin bemüht sich vergebens, das Herz der kleinen „Maduma" zu gewinnen.

Beim Morselesen zerbricht „Maduma" einen Spiegel. Rudi, sehr zornig darüber, schickt sie nach Hause. „Muhmadi" tritt für sie ein, und es kommt zu einem regelrechten Vorkampf. Aber trotz der mächtigen Keilerei bleiben die beiden nach wie vor treue Freunde.

Mit drei Patronen fünfundzwanzig Ringe

(5. Fortsetzung)

Ein frommer Pflanzer schießt am Sonntag seinen Bock — das ist keine Arbeit, weil es ein Vergnügen ist, und Mutter braucht Fleisch in die Küche.

Rudi hatte alle Vorstufen zum Jäger mit Eifer absolviert: das Schloß nahm er aus seinem Karabiner, zerlegte es im Augenblick in alle Bestandteile, putzte Feder und Zündnadel, fettete ein, schraubte wieder zusammen wie ein alter Soldat. Er zog den Lauf durch, polierte die Holzteile; seine Waffe, auf die er stolz war, konnte zu jeder Stunde genustert werden.

Der Anfang jeden Tages war: Zielen. Schon dabei sah der Vater, daß Rudi ein geborener Schütze, sein echter Sohn war. Wie der Junge im Anschlag die Waffe hielt, die Hand am Gewehrkolben festgesaugt, wie er sie in die Schulter preßte und ganz langsam, nach einem tiefen Atemzug, den Hahn drückte — so allein entstand ein guter Schuß!

„Ich kann's nicht leiden, wenn Kinder mit Waffen spielen", klagte die Mutter.

Da war Rudi einmal wirklich gekränkt.

„Spiel ich, Mama? Wer soll euch beschützen, wenn ein Löwe kommt oder ein Nashorn aus dem Urwald? Wer soll Fleisch schießen, wenn Papa keine Zeit mehr hat?" —

Auf der Scheibe traf er beim ersten Schuß eine Acht, obwohl er sich vor dem Rückprall gefürchtet hatte und ein klein bißchen nervös war. Es tat aber gar nicht weh, es knallte nur gräßlich.

Wenn er mit drei Patronen fünfundzwanzig Ringe schoß, auf hundert Meter, durfte er mit auf die Jagd!

„Ganz schlecht!“ bedauerte Muhmadi beim zweiten Schuß, noch ehe die Scheibe geprüft war. Seine Augen hatten die Kugel im Lauf verfolgt — neben solchen Augen ist jeder Weiße halbblind.

Wirklich „ganz schlecht!“ Eine armselige Sechs! Rudi war dem Weinen nah. Morgen ist wieder Sonntag, wird der Vater ins Pori hinunter ziehn, zwei Träger im Gefolge, die das Fleisch nach Hause schleppen werden, Muhmadi unter den Trägern — und wieder einmal wird auch Rudi bei den Trägern sein, ein dummes, kleines Büblein, das ohne Gewehr, ohne Bedeutung so mitlaufen darf.

Wie konnte es passieren, daß der zweite Schuß schlechter war als der erste? Der zweite Schuß, vor dem er gar keine Angst mehr gehabt!

Wenn Muhmadi jetzt seinen Karabiner bekam und besser schoß als er? . . . Rudi lag im Gras, die Augen geschlossen, tief atmend und zerknirscht. Dann schob er ganz leise das Gewehr in die Schulter, zielte Minuten lang, die Hand am Gewehrhals, als rette er ihn vor'm Ertrinken. Nahm Druckpunkt, wartete immer noch — jetzt standen Korn und Kimme auf das Schwarze. „Lieber Gott, mach, daß ich treffe . . . ich will auch ganz gewiß . . .“ Dann ließ er fliegen.

„Gut, Bwana mkuba!“

Muhmadi wußte diesmal voraus, wo die Kugel saß. Beinah im Schwarzen! Acht und sechs und elf war fünfundzwanzig!

Es war heiß unten im Pori, das nur ein paar hundert Meter tiefer lag als Voloti. Die Sonne tat nicht weh, aber es war eine ganz andere Sonne. Das Gras, das oben saftig und grün stand, lag hier wie ein gelber, struppiger Teppich, der Kilimandscharo war noch gewaltiger, Longido und Erok standen noch ferner. Eine andere Welt — vielleicht war ein Mensch, gar ein Menschlein wie Rudi, hier unten noch winziger als droben unter dem Affenbrotbaum. Wenn die Mutter durchs beste Zeißglas heruntersphähte, die Steppe absuchte, würde sie ihn nicht finden.

Da drin im Pori, vielleicht tausend oder zwölfhundert Meter weit, wölbte sich kahl ein Hügel, auf dem nichts stand, auf dem nichts wuchs — ein armes Häuflein Erde ohne Bedeutung.

Dorthin spähte der Vater, richtete sein Zeißglas, schraubte dran herum. Dann kniete er nieder.

„Was seht ihr, Jungens?“

„Kongoni“,

machte Muhmadi gleichgültig. Rudi sah nur Gras . . . Halt, da war etwas, schwärzlich, schwarze Punkte, die sich sanft bewegten!

„Versuch dein Glück, Rudi! Es macht nichts, wenn du nicht zu Schuß kommst. Aber schieß mir kein Stück krank!“

Das nennt man Gesellenprüfung, das nennt man Schicksalsstunde! — Rudi leckte seinen Finger und hob ihn in die Luft — von rechts

kam der Wind. Er mußte sich also von links anpürschen, damit das Wild ihn nicht wittern konnte. Jetzt bückte er sich, daß er nur noch

so hoch war wie seines Vaters Gürtel, nahm den Karabiner in die Seite schräg nach oben, schlich hinein ins Fremde, Ungewisse.

Wenn ein Löwe kam? ... Aber die Löwen hier im Steppenland sind keine Menschenfresser, ihre Tafel ist mit besserer Chakulla stets gedeckt. Gut, wenn's aber ein Löwe war, der das nicht wußte? Oder blutdürstige Massai mit ihren Speeren? Oder ein Blitz oder Scheitani, der Teufel, — man war doch manchmal sehr arm und sehr allein auf Erden . . . Umkehren, Schutz suchen? Lieber sterben. Muhmadis Augen und Vaters Zeißglas im Nacken zu spüren, jeden Schritt kontrolliert, kritisiert und doch so allein vor allen Gefahren!

Rudi kam ganz nahe, gewiß hundert Meter nah, an die äsende Herde. Er sah ihre braun glänzenden Rücken und die schimmernden Bäuche, das blanke weiße Spiegelchen unter jedem Schwanz. Schon suchte er mit Bedacht den Bock heraus, der gut zum Blattschuß stand; es waren wohl dreißig oder vierzig Stück durcheinander gestreut, die sich an Gras freuten und nichts von Feindschaft und Hunger nach ihrem Fleisch ahnten. Ein paar Zebras mit gelangweilten Gesichtern standen dazwischen.

Rudi lag im Anschlag, hatte schon entsichert — da stieg ein kleiner weißer Vogel in die Luft, der bisher auf einem Kongonirücken gethront, Maden, Zecken oder sonst Leckeres verspeist hatte! Stieg mit leisem Krächzen auf, die Kongonis warfen die Köpfe, horchten, sicherten, und truppeltrupp setzten sie sich in Marsch. Das Tier, dem der Blattschuß gegolten hatte, verschwand als erstes, nicht gerade in Angst, wahrscheinlich, ohne das steppenfarbene Bürschchen mit seinem Mordgewehr im Arm gesehen zu haben. Aber es ging ab, und gehorsam folgte ihm das Rudel, ganz zuletzt zwei Geißen mit zarten Jungen. Die hatten am wenigsten Angst, eine der Mütter blieb stehen, zeigte voll das Blatt, rief mit Pfiffen ihr Junges. Aber das wußte Rudi, wenn er ein weibliches Tier und gar ein säugendes schoß, war er kein Jäger, sondern ein Missetäter!

Das Rudel war rechts vom Hügel abgegangen, links herum marschierte der Jägerbub. Jetzt war er wohl gedeckt, brauchte nicht mehr zu kriechen. Bald entzog ihn eine Bodenwelle auch den Augen und Gläsern. Jetzt war er ganz allein, ein Porimann, bewaffnet, mit fünf Patronen im Magazin, ein unbesiegbarer Herr der Steppe! Er fürchtete nichts mehr, fand sich selbst jetzt fürchterlich, als hätte die abzottelnde Kongoniherde ihm gezeigt, wie machtvoll er war.

Als er den Hügel halb umgangen hatte, standen sie plötzlich wieder vor ihm, stand der vor Erregung bebende Jäger vor seinem äsenden Wild. Ganz unerwartet — auf fünfzig

Schritte! Rudi ging ins Knie, sprach sich vor: entsichern, Standvisier, tief atmen — dann dröhnte der erste Schuß seines Lebens durch Porisstille und Sonntagsfrieden.

Ein Bock lag im Feuer, die anderen zuckten kaum, warfen eine Spur erregt die Köpfe, taten einen nervösen Sprung, fast auf der Stelle, und kehrten zu ihrem Mahl zurück. Vielleicht hatte der getroffene Bock kein besonderes Ansehen genossen, hinterließ keine Lücke, daß niemand von seinem Tod Notiz nahm? Er lag da und war tot, seine Freunde und Verwandten äsen weiter, als sei nichts geschehen.

Der Vater und Muhmadi machten sich auf, als der erste Schuß gefallen war, winkten den Trägern, ihnen zu folgen. Da krachte es jenseits des Hügels noch einmal! Sie gingen scharf, Dr. Schukrin konnte das „Herumballern" nicht leiden. Ein guter Schuß, das hieß Jagd. Damit hatte man seinen Braten im Topf und vergrämte das Wild nicht. Alles andere war Aasschießerei!

Da krachte es zum drittenmal. Hätte er den Bengel doch nicht auf die armen Tiere loslassen dürfen?

Bald war das Schlachtfeld in Sicht: ein Tier lag auf die Decke gestreckt. Dort lag noch ein zweites, und neben dem saß das gelbe Männlein, ein Taschentuch vorm Gesicht, ganz klein und arm.

„Ich kann nichts dafür, Vater . . . Es ist so schrecklich!"

Der zweite Schuß hatte eine Geiß getroffen, nicht aufs Blatt, nein, in den weißen, lieblichen Bauch. Auch sie hatte im Feuer gelegen, aber sie lebte noch, und als Rudi herangekommen, hatte sie ihm Augen gezeigt, weinende, goldbraune Augen, die um Tod und Gnade bettelten.

Nie wieder! Statt dies arme Tier zu pflegen und zu streicheln, mußte Rudi ihm den Gnadenschuß geben. — Er kam sich vor wie ein Henker. Nie wieder ein Schuß, der aus dem Wild auch nur auf Minuten eine tief verzweifelte Schwesterkreatur unter dem Himmel machte!

„Das kann auch einem alten Jäger passieren, Rudi! Wenn das Tier sich nicht krank davon schleppt, muß man zufrieden sein!..."

„Nie wieder, Papa!"

Wie kann wieder essen, schlafen, lachen, wer einmal solche Augen in Todesangst und Todesnot gesehen hat?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rußkörnchen ist ins Auge geflogen

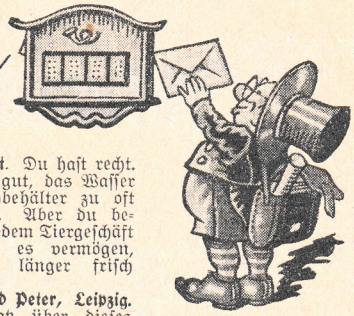
Von Dr. W. Schweisheimer

Der kleine Franz darf mit der Eisenbahn fahren. Er hat nicht geruht, bis das Fenster geöffnet worden ist. Trotz des Verbotes streckt er den Kopf zum Fenster hinaus, in die Richtung des fahrenden Zuges. Er will die Häuser sehen, die auf dem anderen Ufer des Flusses auftauchen. Plötzlich ist ihm ein Rußkörnchen ins Auge geflogen. Das Auge schmerzt und tränt. Er möchte es öffnen, um wieder hinaussehen zu können, aber es ist ihm nicht mehr möglich, das Auge aufzumachen.

Der Vater will helfen. Zu diesem Zweck läßt er das Kind beide Augen schließen. Dann reibt er am anderen gesunden Auge vorsichtig mehrmals in der Richtung zum Nasenwinkel hin. Die Mitbewegung veranlaßt den Fremdkörper im kranken Auge oft, gleichfalls zum inneren Augenwinkel hinzuwandern. Die Tränenflüssigkeit spült ihn dann vollends heraus oder sonst, wenn er nun einmal im inneren Augenwinkel sitzt, kann er leicht entfernt werden.

Es ist nun möglich, daß das Streichen am anderen Augenlid nicht ausreicht, um den Fremdkörper herauszubefördern. Da kommt es nun darauf an, wo sich das Rußkörnchen versteckt hat. Befindet es sich unter dem unteren Augenlid, so läßt der Vater das Kind nach oben schauen und hebt dann das untere Augenlid vom Augapfel etwas ab. Sitzt das Rußkörnchen dagegen unter dem oberen Augenlid, so muß das Kind nach unten blicken, und das obere Lid wird etwas nach vorn unten gezogen und rasch umgestülpt. In beiden Fällen kann man dann den kleinen schwarzen Fremdkörper erblicken. Nun wird er mit dem Zipfel eines sauberen Taschentuches oder einem anderen weichen Stoff sorgsam, ohne die Schleimhaut zu verletzen, weggewischt. Auch wird dabei immer in der Richtung zum inneren Augenwinkel hin gestrichen. Noch einige Zeit klagt das Kind vielleicht über Schmerzen und Brennen im Auge, denn der Fremdkörper hat doch eine leichte Reizung der empfindlichen Augenschleimhaut mit sich gebracht. Dieses unangenehme Gefühl schwindet indes rasch, ebenso die Rötung des Auges. Das Auge kann wieder normal geöffnet werden. Der kleine Franz wird wieder vergnügt, vergißt den ausgestandenen Schmerz und Schrecken — und möchte von neuem das Fenster herablassen, um den Kopf zum fahrenden Zug hinauszustrecken. Aber der Vater erlaubt es nicht mehr.

Briefkasten



„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Arnold Borsutzky, Berlin-Neukölln, Knesebeckstraße 69; Hellmuth Kahn, Mümling-Grumbach im Odenwald; Georg Kügel, Eggotsheim Haus 89; Wilhelm Teuber, Hohenstein-Ernstthal, Chemnitzer Straße 85; Rudolf Hirsch, Frankfurt a. M., Wittelsbacher Allee 7, I; J. Eschke, Köln-Marienburg; Martin Reints, Emden, Fletumer Str. 11; Peter Eichel, Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Str. 30; Walter Hucke, Erfurt, Moltkestraße 48 bei Kluge.

Anneliese Holzmüller, Apolda, Bergstraße 18, wünscht Briefwechsel mit 14- bis 16jährigem Mädchen.

Briefmarken wünschen zu tauschen: Adolf Weiß, Landsberg a. Lech, Bergstraße 198; Erich Wiemann, Kettwig (Ruhr), Hauptstraße 27; Wilhelm Heublein, Hildburghausen, Eisfelder Straße 31, möchte Briefmarken von Europa tauschen.

Coco-Freundin, Magdeburg. Der Kanal zwischen England und Frankreich wurde zum erstenmal von dem Engländer Webb im Jahre 1875 in 21 Stunden, 45 Minuten durchschwommen. Erst 1911 gelang dem Engländer Burgehs wieder die Bezwingung des Kanals in 23 Stunden, 40 Minuten. Der erste Deutsche, der den Kanal durchschwamm, war Vierkötter im Jahre 1926. Er brauchte 12 Stunden, 42 Minuten.

Lothar Saenger, Stettin, Stöwer-Straße 15, I. Derartige Gesuche können wir leider nicht in der Briefkastenecke veröffentlichen. Nachher kämen unsere Freunde und möchten sogar alte Hüte usw. tauschen. Gedichte darfst du uns gern schicken. Für unsere kleinen Mitarbeiter haben wir zu diesem Zweck sogar eine Ecke unter dem Titel „Aus eurem Kreise" eingerichtet. Dicke Grüße.

Preisausschreiben. Viele Kinder schicken uns Lösungen von längst abgelaufenen Preisausschreiben ein. Allen sei an dieser Stelle gesagt, daß nur die in den jeweiligen Preisausschreiben genannten Termine Geltung haben.

H. Rudolph, Berlin. Dein Aufsatz über den Frühling ist sehr gut gemacht. Er zeigt, daß du sehr viel Phantasie hast. Wir haben uns sehr gefreut und danken dir.

Fritz Gast, Hamburg. Chinesische Fischer malen häufig ein Auge an den Bug ihrer Schiffe. Sie tun dies im Glauben, daß die Schiffe dann sehen können. Es ist aber selbstverständlich nur ein Aberglauben aus alter Zeit.

Unsere Freundin Liselotte Rothe, Berlin, gewann 25 Mark bei dem letzten Preisausschreiben

Liesel St. Du hast recht. Es ist nicht gut, das Wasser im Goldfischbehälter zu oft zu wechseln. Aber du bekommst in jedem Tiergeschäft Mittel, die es vermögen, das Wasser länger frisch zu halten.

Hans und Peter, Leipzig. Einen Aufsatz über dieses Thema werden wir demnächst gerne bringen. Wir freuen uns, daß ihr so regen Anteil an der Gestaltung unserer Zeitschrift nehmt. Wenn ihr wieder Vorschläge habt, schreibt uns. Wir sind für Anregungen immer dankbar.

Grete in Köln. Das kannst du deiner Freundin ruhig glauben. Es ist heutzutage nicht mehr selten, daß Pferde mit dem Flugzeug transportiert werden.

Hauschild, Kurt. Piers sind Landungsbrücken, die in den Hafen hineingebaut werden, an denen die Schiffe anlegen, Ladung einnehmen und löschen.

Geschwister Friedrich, Essen. Leider können wir aus der bloßen Beschreibung nicht erkennen, was für ein Schmetterling das ist. Aber euer Lehrer wird ihn sicherlich erkennen. — Es gibt wohl über hunderttausend verschiedene Arten von Schmetterlingen.

Fritz K., Lankwitz. Natürlich kannst du uns einmal besuchen. Wir werden uns sehr freuen, dich kennenzulernen.

Junger Techniker. Der Bau des Suezkanals dauerte über zehn Jahre, nämlich vom 25. April 1859 bis zum 19. November 1869. Es arbeiteten ständig ungefähr 25 000 Arbeiter daran.

Gartenfreundin am Rhein. Die vorwitzigen Spatzen sollen dich nicht mehr ärgern. Hänge glänzendes blaues Papier auf oder laß dir Streifen aus Weißblech schneiden, die du mit auffallender blauer Farbe bestreichst. Du wirst sehen, die Spatzen bleiben fort, denn blaue Farbe mögen sie nicht.

Kleiner Chemiker, Prenzlau. Kohlenstoff kommt in der Natur rein und kristallisiert als Diamant und Graphit vor; Kohlenwasserstoffe sind Verbindungen des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoff, z. B. das Erdöl und der Asphalt. Kohlenoxyd ist ein sehr giftiges Gas. Es entsteht beim Zusammentreffen von Kohlensäure mit glühenden Kohlen.

Nummer 14 bringt eine

Denksport-Preisaufgabe

Kochrezepte

weißt du es schon?
Heut' gibt's zum Nachtisch
wieder etwas ganz
Feines!

Nachtischgebäck mit Soße

Zum Abschluß der Mahlzeit schmeckt etwas Gebackenes, das durch Beigabe von süßer Soße oder Kompott saftiger und gleichzeitig auch sättigender wird.

Auflaufkrapfen mit Vanillesoße

Zutaten: 1 Tassenkop Wasser, 1 walnußgroßes Stückchen Margarine „Rama im Blauband", 1 Prise Salz, 1 gehäufte Tasse Mehl, 1 Eßlöffel Zucker, 3 Eier, 1 Löffelspitze Backpulver, „Palmin" zum Ausbacken.

Zur Soße: 1/2 Liter Milch, 1 Vanillesoßenpulver, 1 Teelöffel „Rama im Blauband".

Zubereitung: Das Wasser wird mit „Rama im Blauband" und Salz erhitzt und wenn es zu kochen beginnt, mit dem Mehl so lange verrührt, bis sich der Teig vom Löffel ablöst. Diesen Brandteig schüttet man in eine Schüssel, läßt ihn etwas verkühlen und mischt ihn dann mit den ganzen Eiern, dem Zucker und dem mit ein wenig Mehl vermengten Backpulver. Der Teig muß gut durchgearbeitet werden. Mit nassem Löffel sticht man Klößchen davon ab, die in kochend erhitztem „Palmin" bei mäßiger Herdhitze langsam ausgebacken werden. Die nach obigen Zutaten aufgekochte Vanillesoße gibt man lauwarm oder kalt dazu.

Gebackene Semmelspalten zu Kompott

Zutaten: 5 Schrippen, 2 Eßlöffel Margarine „Rama im Blauband", 4 Eßlöffel Marmelade, 1/4 Liter kalte Milch, 2 Eier, Reibbrot, „Palmin" zum Ausbacken, Zimtzucker.

Zubereitung: Die Weißbrötchen werden etwas abgerieben, in schmale Spalten geschnitten, die man mit „Rama im Blauband" dünn bestreicht und einige Augenblicke in kalte Milch taucht. Dann bestreicht man sie mit der Fruchtmarmelade, legt je zwei Spalten passend übereinander, läßt sie jedoch vor dem Backen noch eine Stunde liegen. Die aufgeschlagenen Eiweiß werden zu leichtem Schaum geschlagen, das Gelbei damit gemischt, die Semmelspalten darin gewendet, mit Semmelbröseln umhüllt und in siedendem „Palmin" gebacken. Noch heiß bestreut man sie dick mit Zimtzucker und gibt sie zu beliebigem Kompott.

Margarine
Rama im Blauband

Beim Einkauf von Margarine „Rama im Blauband" erhält man umsonst jede Woche die Jugendschrift „**Rama** im Blauband **Woche**".
Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Portoauslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar erhältlich von „**Rama** im Blauband **Woche**", Berlin C 2, Union-Haus, Burgstraße.

Verlag Lintas G. m. b. H., Berlin. Verantwortlicher Redakteur: Otto Heinz Palm, Berlin-Mahlsdorf.
Druck: Rudolf Mosse, Berlin SW 100.